

Identitäts- und Vermittlungsprobleme der Soziologie: über den Zustand der Soziologielehre an westdeutschen Universitäten

Neidhardt, Friedhelm

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Neidhardt, F. (1976). Identitäts- und Vermittlungsprobleme der Soziologie: über den Zustand der Soziologielehre an westdeutschen Universitäten. In M. R. Lepsius (Hrsg.), *Zwischenbilanz der Soziologie: Verhandlungen des 17. Deutschen Soziologentags* (S. 426-452). Stuttgart: Ferdinand Enke. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-160692>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Identitäts- und Vermittlungsprobleme der Soziologie

Über den Zustand der Soziologielehre an den Universitäten

Friedhelm Neidhardt

Vorbemerkungen

1. Der folgende Bericht entwickelte sich aus den Arbeiten des Ständigen Ausschusses für Fragen der Lehre, in den der Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie vor drei Jahren die Herren Hartfiel, Matthes, Neidhardt, Siefer und Ziegler berief. Ich danke meinen Kollegen für ihre Hilfe bei der Entwicklung von Fragestellungen, für ihren aufwendigen Einsatz bei der Sammlung von Daten sowie für zahlreiche Anregungen, die in den Bericht eingegangen sind. Besondere Erwähnung schulde ich darüber hinaus Herrn *W.R. Kux*, der mich bei der Sichtung und Auswertung von Materialien unterstützte, sowie der DFG und dem Vorstand der Gewerkschaft ÖTV für die finanzielle Förderung des gesamten Projekts.

2. Der Bericht bezieht sich vor allem auf die Situation von Hauptfachstudenten der Soziologie an den Universitäten der Bundesrepublik. Nebenfachprobleme werden vornehmlich als Randbedingungen angesprochen, bei den abschließenden Bemerkungen über die Struktur denkbarer Problemlösungen aber ausdrücklich mitbedacht. Leider war es dem Ausschuss bislang nicht möglich, die Situation der Soziologie an den Pädagogischen Hochschulen und an den neu gegründeten Gesamthochschulen zu erfassen (1).

3. Das Material, auf das sich der folgende Bericht vor allem stützt, wurde von den Mitgliedern des Ausschusses an insgesamt zwölf Universitätseinrichtungen der Soziologie ermittelt. Über acht von ihnen (FU Berlin, Bielefeld, Bremen, Hamburg, Kassel, Mannheim, Marburg und München) liegen Expertenberichte, qualitative Interviews mit Vertretern diverser Gruppen am Ort sowie eine Fülle von institutsinternen Papieren vor. Expertenberichte und diverse Materialien existieren für weitere vier Soziologieinstitute (Frankfurt, Köln, Tübingen und Würzburg). Außerdem ergaben sich gewisse Anhaltspunkte auch aus den für die Mehrzahl aller soziologischen Universitätseinrichtungen vorliegenden Studien- und Prüfungsordnungen.

4. Bei der Sammlung und Auswertung dieses Materials standen nicht Interessen an der Ermittlung von quantitativen Bestimmungsfaktoren und Dimensionen der Lehrsituation im Vordergrund (2). Gefragt wird in erster Linie nach inhaltlichen Aspekten von Soziologie und nach Strukturen der Soziologievermittlung, also z.B. nach vorhandenen Ausbildungszielen, Lehrformen, Lehrinhalten, Kommunikationsmustern, Kontroll- und Sanktionsmechanismen, aber auch nach deren möglicher Rückwirkung auf die Wissenschaftssubstanz von Soziologie.

5. Es ergibt sich aus diesen Erkenntnisinteressen ebenso wie aus der Untersuchungsanlage, daß Gültigkeit und Zuverlässigkeit sowohl der vorliegenden Daten als auch ihrer im folgenden vermittelten Interpretationen schwer zu erreichen sind. Die Repräsentativität der vorliegenden Institutsstichprobe läßt sich nicht genau bestimmen; die im Feld ermittelten Informationen leiden darunter, daß die Verhältnisse in den Instituten auch von deren Mitgliedern nicht immer durchschaut wurden; ihre Systematisierung innerhalb eines relativ geschlossenen Bezugsrahmens erforderte teilweise riskante Extrapolationen. Der folgende Aufsatz ist deshalb nicht mehr als der Versuch, subjektive Eindrücke, die freilich mit Material abgestützt werden können und im übrigen durch die Diskussionen im Ausschuss kontrolliert wurden, zu berichten.

1 Turbulenzen und Tendenzen

1.1 Der Ausgangspunkt

Bis über die Mitte der sechziger Jahre hin vollzog sich in der Bundesrepublik die Entwicklung der Soziologie scheinbar im Stile üblicher Akademisierung. Die "Etablierung der Soziologie" (3) ergab sich ab 1960 mit der schnellen Einrichtung

neuer Lehrstühle und mit der Institutionalisierung eines Hauptfachstudiums über Prüfungsordnungen und Studienpläne.

Der innere Zustand des Faches zeugte allerdings noch nicht von Konsolidierung: "Die Unterschiede des wissenschaftlichen Selbstverständnisses, der erkenntnistheoretischen und methodologischen Grundlagen und der Lehrinhalte ergeben noch ein so heterogenes, teils von antagonistischen Positionen bestimmtes Bild der Soziologen an den Hochschulen der Bundesrepublik, daß es fast unmöglich ist, schon die Konturen eines für alle verbindlichen Hauptfaches zu erkennen" (4). Phänomenologische, wissenschaftslogische und dialektische Theoriebegriffe konkurrierten um die Durchsetzung je besonderer Definitionen von Sinn und Funktionen der Soziologie (5). Der Stellenwert von Empirie und Praxis blieb umstritten.

Dennoch konnten die damit verbundenen Widersprüche im Selbstverständnis der Soziologie teilweise latent, zumindest überwiegend "akademisch" bleiben – und zwar aufgrund eines doch noch relativ lockeren Verhältnisses des Faches zur gesellschaftlichen Praxis. Einerseits war die Zahl der Hauptfachabsolventen so klein und die Stellenchancen innerhalb des expandierenden akademischen Systems so groß, daß es sich erübrigte, aufgrund von Verberuflichungszwängen von innen her den Kontakt mit außerwissenschaftlichen Praxisfeldern zu schließen. Andererseits stellte sich die gesellschaftliche Nachfrage nach dem Bildungs- und Beratungswissen der Soziologie noch nicht so drängend dar, daß ihre eigenen Ungereimtheiten öffentliche Resonanz und mit ihr eine Dramatisierung und Verstärkung hätten finden können. Die Widersprüche der Soziologie blieben insofern einigermaßen folgenlos.

1.2 Umstöße und Anstöße

Die Dramatisierung der Problemlagen der Soziologie ergab sich am Ende der sechziger Jahre aus der Dramatisierung des allgemeinen Verhältnisses von Universität und Gesellschaft, traf die Soziologie aber besonders nachdrücklich, weil sie als Gesellschaftswissenschaft schneller und folgenreicher in den Strudel gesellschaftlicher Konflikte geriet. Die nunmehr manifest werdenden und zum Teil auch politisierten Probleme der Soziologie lassen sich im ersten Zugriff aus Intensität und Qualität der gesellschaftlichen Erwartungen bestimmen, die die Soziologie erfuhr, sowie aus der Art der Bezugsgruppen, die diese Erwartungen trugen (6).

a) Die nach der Rekonstruktionsphase der bundesrepublikanischen Gesellschaft in das öffentliche Bewußtsein dringenden gesellschaftlichen Widersprüche und nationalen Identitätsprobleme drückten sich in einer wachsenden Nachfrage nach kollektiver Sinnbestimmung aus und trafen auf die Soziologie deshalb, weil Philosophie und Theologie den gesellschaftlichen Charakter der Konfliktlagen nicht entschlüsseln konnten. Soziologie geriet in die Lage, die gesellschaftlichen "Definitionen der Situation" und allgemeine "Hintergrundsideo-logien" politischen Handelns entwickeln zu müssen (7). Die Verlagsgeschäfte mit soziologischer Taschenbuchphilosophie indizieren ihre Hochkonjunktur.

b) Das allgemeine Interesse an Soziologie setzte sich bald auch in einen konkreten Anspruch an ihre Bildungsfunktionen um. Der Sozialkundeunterricht an

den Schulen wurde erweitert und die Rolle der Soziologie in den Erziehungswissenschaften ständig verstärkt (8). Daraus ergab sich an den Hochschulen ein explosiver Anstieg an Lehrerstudenten in Soziologieveranstaltungen.

c) Langsam entwickelte sich auch die Nachfrage nach berufspraktischer Anwendung soziologischen Wissens. Sie erscheint freilich bis heute hin mit relativ diffusen Deutungs- und Bildungsbedürfnissen noch stark durchsetzt. Der Grund mag darin liegen, daß diese Nachfrage nicht direkt in den technologisch spezialisierten Systemen beruflicher Praxis artikuliert wurde. Sie kam einerseits in den angewandten Nachbarwissenschaften der Soziologie, vor allem in Sozialpädagogik, Medizin und Rechtswissenschaft in dem Maße auf, in dem diese eine Problematisierung ihrer eigenen Praxisbeziehungen erlebten. Andererseits resultierte der wachsende Druck auf berufspraktische Anwendung von Soziologie aber auch aus dem Zwang, für die wachsende Zahl von Hauptfachstudenten außerhalb der Hochschulen professionelle Tätigkeitsfelder und Karrieren aufzubauen.

Überhaupt dürften die Studenten sowohl durch die Unmittelbarkeit ihrer Fragen als auch durch die zeitweilige Militanz ihrer Versuche, Antworten vorwegzunehmen, eine besonders einflußreiche Bezugsgruppe der Hochschulsoziologen gewesen sein. Dabei ist die Qualität ihrer Impulse, der ambivalenten gesellschaftlichen Situation der Studenten entsprechend, nicht eindeutig zu beurteilen. Partikulare Statusinteressen und allgemeine gesellschaftliche Sinnbedürfnisse, Politisierungsinteressen und Berufsausbildungsmotivationen, spielerische Selbstdarstellungslust und Dogmatisierungsansprüche haben sich in variablen Mischungsverhältnissen durchdrungen. Es hat freilich den Anschein, daß sich auf studentischer Seite nach einer Phase allgemeiner Politisierung in jüngster Zeit spezielle Professionalisierungsinteressen verstärken.

Bei aller Betonung externer Einflüsse läßt sich allerdings nicht die Rolle verkennen, die die Soziologen bei der Entwicklung der auf sie selbst gerichteten ideologischen, erzieherischen und berufspraktischen Ansprüche gespielt hat. Sie haben auf allen Ebenen die Nachfrage nach Soziologie sowohl inspiriert als auch popularisiert (9). Ihr Problem besteht nun darin, die Konsequenzen ihres Erfolges verarbeiten zu müssen. Die Konsequenzen des gesellschaftlichen Erfolges der Soziologie bestanden in Überlastungen, die an manchen Orten zeitweise zu geradezu chaotischen Zuständen in der Lehre des Faches führten. Die Soziologen haben dies in erster Linie als Ausdruck von Kapazitätsproblemen interpretiert und entsprechend mit Stellenforderungen geantwortet. In der Tat sind die quantitativen Mißverhältnisse von Lehrenden und Lernenden bis heute in den meisten Instituten ein wesentlicher Faktor des Dilemmas. Dessen Lösung ist aber mit einer Politik der Stellenausweitung selbst dann, wenn das Marktangebot an qualifizierten Soziologen ebenso wie die Zahl der von den Kultusbehörden bewilligten Lehrpositionen hinreichend groß wären, allenfalls zu erleichtern, nicht aber zu erreichen. Überlastung heißt im gegebenen Falle nämlich auch, daß die Erkenntnisbestände der Soziologie und die Strukturen ihrer Entwicklung und Vermittlung der gesellschaftlichen Nachfrage nach Soziologie nicht gerecht werden und daß nun die Gefahr besteht, daß die Soziologie in dem Maße, in dem sie diese Nachfrage akzeptiert, an Überkomplexität erstickt.

1.3 Randbedingungen der Problemverarbeitung

Vergegenwärtigt man sich die Bemühungen von Soziologen, ihrer eigenen Professionsprobleme an den Hochschulen Herr zu werden, so erscheint es nützlich, vorab die Spielräume und Ressourcen zu skizzieren, die ihnen zur Verfügung standen. Dabei ist es unerlässlich zu betonen, daß die besonderen Probleme der Soziologie in die allgemeinen Probleme der Universitäten eingelassen waren und daß die Soziologie in den Wirren der Hochschulpolitik nicht wesentlich erfolgreicher sein konnte als die Institution, deren Teil sie ist.

Sie unterscheidet sich allerdings von anderen universitären Disziplinen nicht nur hinsichtlich der besonderen Zwänge, die ihr infolge ihrer gesellschaftlichen Bedeutung von außen entstanden, sondern auch durch die noch sehr junge Geschichte ihrer akademischen Institutionalisierung. Ihr Mangel an Lehrtradition und das Defizit an innerer Konsolidierung bedeuteten einerseits gewiß Offenheit und Beweglichkeit, andererseits aber auch Verletzbarkeit und Schwäche. Bedenkt man zudem, daß sich die Zahl der in der Hochschullehre tätigen Soziologen von etwa 150 im Jahre 1960 auf rund 900 im Jahre 1971 erhöhte (10), so wird deutlich, daß auch die gleichsam biographischen Voraussetzungen für Traditionsbildung und Konsolidierung im Lehrbereich fehlten.

Es hängt mit ihren Institutionalisierungsschwächen zusammen, ist andererseits aber auch eine ihrer Bedingungen, daß die Soziologie mit der Deutschen Gesellschaft für Soziologie eine Organisation besaß, die aus mehreren Gründen wenig handlungsfähig war. In den wissenschaftspolitisch drängenden Fragen mangelte es an ideellen und materiellen Voraussetzungen zu kräftigem Handeln, nämlich an Konsensusfähigkeit nach innen und Konfliktfähigkeit nach außen. Die DGS hat sich deshalb aus den Existenzproblemen des Faches nahezu gänzlich herausgehalten und bis 1972 nicht einmal deren Diskussion nachhaltig betrieben.

Aus den Organisationsdefiziten der Soziologie ergab sich, daß die erkennbaren Problemlösungsversuche eine Fülle lokaler Varianten aufweisen. Diese konnten mangels zentral vermittelter Vorgaben ungehindert bestimmt werden durch mehr oder weniger zufällige Randbedingungen (11). Deren Wirksamkeit ist auch durch staatliche Interventionen kaum eingeschränkt worden. Das erweist sich u.a. daran, daß die von der Kultusministerkonferenz erlassenen Rahmenordnungen zu Diplom- und Magisterprüfungen an vielen Orten unberücksichtigt bleiben konnten (12).

Überhaupt läßt sich die Hypothese vertreten, daß die staatliche Einwirkung auf die Hochschulprobleme der Soziologie sich bislang nur indirekt (über allgemeine Hochschulgesetze, Fixierung von Nebenfachverpflichtungen etc.) vollzog und alles in allem eher zweitrangig blieb. Seit einiger Zeit mehrten sich jedoch die Anzeichen dafür, daß die Zurückhaltung staatlicher Instanzen einer Politik einschneidender Interventionen weicht. Wachsende Eingriffe in Berufungsverfahren, die Vorbereitung von Kapazitätsfestschreibungen, die Verpflichtung auf Regelstudienzeiten und ein von daher begründeter Druck auf Detaillierung und Standardisierung von Studienplänen, die in manchen Bundesländern überdies in Studienplankommissionen mit ungewisser Beteiligung von Hochschullehrern entworfen werden sollen, deutet zuverlässig an, daß sich staatliche Instanzen in die Definition der Soziologielehre einschalten werden und darüberhinaus wirksame Mechanismen ihrer Durchsetzung entwerfen. Die Freiheitsspielräume der Soziologie

werden in absehbarer Zeit erheblich eingeschränkt sein und der Bedarf an einer handlungs- und konfliktfähigen Selbstorganisation der Soziologen wird entsprechend zunehmen.

1.4 Trends und Differenzierungen

Betrachtet man von heute her die Entwicklung der Soziologielehre in den letzten Jahren, so lassen sich durch alle Eigenarten lokaler Verhältnisse hindurch zwei relativ allgemeine Tendenzen erkennen, die im wesentlichen in die Richtung der von außen angetragenen Zumutungen weisen: Die Soziologie bemühte sich erstens um Neubestimmung und Intensivierung ihrer Praxisbezüge. Zweitens erfuhren die hierarchische Struktur der Lehre und mit ihr die für fachwissenschaftliche Inhalte bedeutsame Verteilung von Thematisierungs-, Definitions- und Kontrollrechten eine Umbildung.

Mit den Indikatoren dieser Prozesse soll deren Qualität in den folgenden Kapiteln 2 und 3 genauer bestimmt, sodann im Kapitel 4 ihre zum Teil latenten Funktionen im Hinblick auf die Inhalte von Soziologie und die Struktur der Lehrsituation skizziert werden. Kap. 5 bringt schließlich mit der Zusammenfassung der Hauptergebnisse den Versuch, die Struktur von Problemlösungen zu entwerfen.

Schon an dieser Stelle müssen allerdings einige Einschränkungen und Differenzierungen hinsichtlich der Geltung der als "relativ allgemein" bezeichneten Tendenzen notiert werden: Die Veränderung der Praxisbeziehung der Soziologie war und ist ebenso wie die Umbildung ihrer Lehrorganisation allerorten ein kontroverser Prozeß, der Zwischenstationen starker Anomie einschließt und dessen Ergebnisse bis heute nicht als stabilisiert gelten können. Weiterhin variieren Ausmaß und Erscheinungsformen von Veränderungen von Ort zu Ort teilweise außerordentlich stark. Die Abweichung vom status quo ante war in der Regel dort besonders groß, wo a) Hochschulneugründungen vorlagen (13), b) die Fakultätszuordnung der Soziologie eine Verbindung mit Fächern brachte, die selber stark experimentierten (– also z.B. nicht: Wirtschaftswissenschaften), c) die zuständigen Kultusbehörden sozialdemokratisch regiert wurden.

Motivationen und Zielsetzungen der Veränderung waren politisch auch in sofern bestimmt, als sich zumindest in Ansätzen marxistische von nichtmarxistischen Strategien einer Soziologiepolitik unterscheiden lassen, – dies umsomehr, als sich in den letzten Jahren eine Art "Flurbereinigung" politischer Richtungen in der Weise vollzog, daß sich marxistisch dominierte Hochschulinstitute ausdifferenzieren und auf ihre Weise zu profilieren begannen.

2 Auf der Suche nach Praxisrelevanz

Die Herausforderungen der Soziologie zielten auf mehreren Ebenen auf Fragen nach ihrem Sinn. Dabei lag es im Interesse der diversen gesellschaftlichen Bezugsgruppen der Soziologie, diesen Sinn auf handfeste Weise als einen gesellschaftlichen Sinn nachzufragen. Ihnen sowie einer Reihe von Soziologen selber konnte ange-

sichts des objektiven – freilich sehr unterschiedlich perzipierten – Problemdrucks gesellschaftlicher Verhältnisse jene konventionelle Antwort des Faches nicht mehr genügen, nach der die Funktion der Soziologie wie jeder Wissenschaft darin bestünde, Erkenntnisse zu produzieren, deren Praxisbedeutung und Verwertung zu bestimmen aber nicht die kollektive Sache der Soziologie, vielmehr ausschließlich die Angelegenheit der einzelnen Soziologen sowie derer sei, die sie durch ihre Erkenntnisvermittlung “bilden”. Die Dauerreflexion von “Praxisrelevanz” wurde der Soziologie angesonnen, und ein großer Teil der Soziologen, so scheint es, akzeptierte diese Zumutung.

2.1 Politisierungs- und Professionalisierungsprogramme

Die institutionelle Sicherung von “Praxisrelevanz” folgte nun mindestens zwei Strategien, nämlich Politisierungs- und Professionalisierungsprogrammen. Wenn gleich sich beide Programme angesichts der komplexen Motivationslagen an einzelnen Hochschulorten ständig durchdrangen und sich im übrigen in formal ähnlichen Institutionen umsetzten, bleiben sie unterscheidbar im Hinblick auf Ausbildungsinhalte und praktische Intentionen.

Dabei verstehe ich unter *Politisierung* der Soziologie ihre Indienstnahme für politische Gestaltungszwecke, deren normative Begründungen und Zielsetzungen den fachwissenschaftlichen Erkenntnis- und Korrekturprozessen vorausgesetzt werden, so daß es gleichsam zur Häresie gerät, sie in kritische Dauerreflexion mit einzubeziehen. Eine solche Funktionalisierung der Soziologie wurde vor allem von marxistischer Seite unternommen. Es geht um “Parteinahme” für “Unterprivilegierte, die an gesellschaftlichen Veränderungen interessiert sind” und denen gegenüber stehen “mächtige Privilegierte, die den gesellschaftlichen status quo verteidigen” (14). Unter diesen Bedingungen heißt Praxisbeziehung der Soziologie ihre Verpflichtung auf Praxisveränderung in einer Weise, die nach außen kollektive Konfliktbereitschaft, nach innen genossenschaftliche Solidarität bedingt.

Professionalisierungsstrategien stellen sich dagegen im Kern als eher technologische Konzeptionen der Soziologianwendung dar – mit Basiswerten, die auf eher formale Ziele abstellen, z.B. auf “Innovation”. In der Ausbildung bezweckt dieses Programm, “Soziologen so zu qualifizieren, daß sie erstens auf dem Berufsmarkt konkurrenzfähig auftreten können und Chancen haben, in einflußreiche berufliche Positionen vorzudringen und daß sie zweitens in ihrer Berufspraxis das ‘theoretische und empirische Potential’ ihres Faches voll einbringen und in möglichst konkrete Handlungsstrategien übersetzen können” (15).

2.2 Lehrforschung und Projektstudium

Bei den Versuchen, die Praxisorientierung von Soziologen zu verstärken, ist die Verpflichtung auf *Berufspraktika* nicht als das Mittel der Wahl bewertet worden. Es ist m.W. nur noch in Nürnberg-Erlangen obligatorisch. Die Skepsis mag daher rühren, daß die Vermittlung geeigneter Praktikantenstellen schwierig und die Funktionalisierung der Lerneffekte nur bei starker Betreuung durch Hochschullehrer

möglich ist (16). Dagegen ist freilich zu halten, daß alle Versuche der Praxis-simulation innerhalb der Hochschulbereiche insofern unauthentisch bleiben, als sowohl die handlungsleitende "Theorie der Praxis" als auch die Strukturbedingungen des Praxishandelns (Zeitknappheit, Handlungsdruck, Sanktionslast, Hierarchie) nur ansatzweise fingiert werden können.

Als eine überlegene Alternative zum Berufspraktikum wurde an manchen Instituten das sogenannte *Projektstudium* eingerichtet, mit radikaler Konsequenz und ausdrücklich politischer Absicht an der Universität Bremen. Hier gilt schon im Grundstudienabschnitt eine "in Projekten organisierte Kleingruppenarbeit (als) die vorherrschende Studienform" – wobei die jeweiligen Projekte folgenden Kriterien zu genügen haben: Sie sollen eine "gesellschaftlich wesentliche Aufgabe" bearbeiten, an der künftigen "Berufspraxis" der teilnehmenden Studenten orientiert sein und "interdisziplinäre Kooperation" einschließen (17).

Mag auf diese Weise die intrinsische Studienmotivation der Studenten zumindest am Beginn der Projektarbeit außergewöhnlich stark angereizt sein, so liegen die Probleme des Projektstudiums doch auf der Hand: Die Bestimmung von Projekten, die eine "gesellschaftlich wesentliche Aufgabe" darstellen, erzwingt häufig langwierige Prozesse einer Konsensusbildung. Das nur punktuell zur Lösung jeweilig aufkommender Projektprobleme vorgesehene Einspielen fachwissenschaftlicher Grundkenntnisse z.B. aus Statistik, empirischer Sozialforschung, allgemeiner Soziologie, Wirtschafts- oder Rechtswissenschaften führt einerseits zu zeitraubenden Unterbrechungen des unmittelbaren Projektbezuges, legt andererseits aber gerade deshalb, weil dies als Störung empfunden werden muß, eine Tendenz zu fachwissenschaftlichem Dilettantismus nahe. Die vom Programm geforderte und für praxisorientierte Projekte auch wünschbare Interdisziplinarität setzt schließlich ein Kooperationsniveau voraus, das kaum zuverlässig institutionalisiert werden kann (18). Aus all diesen Gründen ist es nicht verwunderlich, daß die tatsächlich laufende Projektarbeit nach den vorliegenden Beobachtungen auch den Ansprüchen ihrer Initiatoren nicht genügt. Insonderheit ist es unter den genannten Umständen nur in Ausnahmefällen gelungen, Projektansätze mit empirischer Forschung zu verbinden.

Empirische *Lehrforschung* stellt auch unabhängig von den Sonderbedingungen eines Projektstudiums ein spezielles Ausbildungsproblem dar. Auf der einen Seite ist in fast allen Hochschulinstituten die Bemühung erkennbar, sowohl die theoretische Einführung in Methoden und Techniken der empirischen Sozialforschung zu qualifizieren als auch die Teilnahme der Hauptfachstudenten an empirischer Forschung verbindlich einzurichten. Beabsichtigt ist dabei offenbar nicht nur, die Handwerksmittel der Sozialforschung im sozialen Felde, also unter Ernstfall-Bedingungen, einzuüben, sondern durch Konfrontation mit empirischer Komplexität eine Diskussionsebene zu vermitteln, die unterhalb unangreifbarer Abstraktionsniveaus die Kontrolle und Korrektur der von Studenten mitgebrachten Gesellschaftsbilder ermöglicht. Angemerkt sei, daß mit dieser Tendenz zur Empirie auch die Chance verbessert wird, die Auseinandersetzung zwischen marxistischen und nicht-marxistischen Soziologen aus unfruchtbaren, weil überwiegend deklamatorischen Grundsatzdiskussionen in eher entscheidbare Kontroversen zu überführen.

Deutlich ist auf der anderen Seite nun aber auch, daß die Bemühung um Empi-

rie innerhalb des Ausbildungsganges bislang nur an wenigen Instituten einigermaßen erfolgreich verlaufen ist. Viele "empirische Praktika" beschränken sich auf konventionelle Literaturstudien mit der Folge, daß in Abwesenheit des Drucks zur eigenen Projektentscheidung und zur Verarbeitung unmittelbarer Projekterfahrungen die Neigung zu bloßer Kritik an Projektentscheidungen und Erfahrungsverarbeitungen anderer in den Vordergrund rückt, die Sache also viel zu einfach gerät. Auch der Anteil empirischer Projekte an Diplomarbeiten und Dissertationen erscheint fast überall sehr gering.

Die Gründe für das trotz offenkundiger Bemühung immer noch vorhandene Defizit an empirischer Lehrforschung innerhalb der Studiengänge liegen auf mehreren Ebenen: Angesichts des hohen Überraschungsgehaltes empirischer Forschung ist der Zeit- und Betreuungsaufwand normalerweise schlecht zu kalkulieren. Er übersteigt häufig die Institutskapazitäten – auch deshalb, weil die Anpassung theoretischer Aspirationen der Studenten an empirische Forschungsmöglichkeiten häufig langwierige trial-and-error-Prozesse einschließt. Der wissenschaftliche output ist zudem in der Regel recht gering, weil der Zuschnitt von Lehrprojekten auf Trainingsformat und die Häufigkeit von Fehlern während der Projektdurchführung mit den üblichen Gültigkeits- und Zuverlässigkeitskriterien empirischer Sozialforschung kollidiert. Die Motivation der Hochschullehrer, Lehrforschung durchzuführen, ist angesichts ihrer privaten Aufwands- und Ertragsrechnungen deshalb nicht selten gering. Hinzu kommt, daß der praktische Zugang zu empirischen Feldern, die eine theoretisch sinnvolle und technisch machbare Projektarbeit erwarten lassen, gelegentlich aufgrund von Interessenkollisionen zwischen den Repräsentanten von Theorie und Praxis versperrt ist. Dieser Gesichtspunkt verdient eine etwas ausführlichere Behandlung, weil er das allgemeine Verhältnis von Soziologie und Gesellschaft betrifft.

Die Erkenntnischancen der Soziologie hängen davon ab, daß ihr Gegenstand sich den Soziologen nicht verweigert. Die Neigung, sich zu verweigern, ist aber angesichts gesellschaftlicher Geheimnisinteressen allemal vorhanden: in den Intimzonen menschlichen Verkehrs, bei angreifbaren Herrschaftsverhältnissen, unter Wettbewerbsdruck etc. Soziologen können sich darüber streiten, ob konkrete Intransparenzansprüche Legitimität verdienen. Die Chance, sie zu durchstoßen und die gehüteten Latenzen aufzuklären, ist der empirischen Sozialforschung aber nur dann gegeben, wenn sich ihre Vertreter auf bestimmte Spielregeln einlassen: Anonymität zu wahren, unparteiisch zuverlässig zu berichten, kontroverse Aktionen im recherchierten Feld zurückzuhalten etc. Nur um den Preis des Verlustes von Erkenntnischancen kann eine Wissenschaft solche Regeln ihrer professionellen Moral verletzen. Politisierungstendenzen innerhalb der Soziologie bringen diese Gefahr nun aber mit sich, zumal bei aktionistischen Versionen der "Handlungsforschung", wie sie z.B. von der Studentenbewegung propagiert wurden (19). Wenn Soziologiestudenten einen "praxis- und gesellschaftsverändernden Anspruch" mit der Forderung tatsächlich durchsetzten, "schon während des Studiums für die kapitalistische Verwertungs- und Herrschaftssicherung dysfunktionale Projektarbeit zu leisten" (20), dann ließe sich leicht ausrechnen, daß die Soziologie binnen kurzem auf "arm-chair reflections" zurückverwiesen würde.

2.3 Berufsbezogene Spezialisierungen

Die Bemühung, Hochschulsoziologie in stärkerem Maße auf Praxis zu beziehen, erfuhr ihre Verbreitung in der Tendenz, Lehrangebote des Hauptfachstudiums im Rahmen von Schwerpunktbildungen auf bestimmte Berufsfelder zu spezialisieren.

Praxisorientierte *Schwerpunktbildungen* werden gegenwärtig von der Mehrheit der vom Ausschuß untersuchten Soziologieinstitute zumindest versucht. Dabei handelt es sich in fast allen Fällen um die Bemühung, möglichst konkret "über die handlungsleitenden Theorien und Normen in den (jeweiligen) Praxisbereichen zu informieren, die die Praxisbereiche strukturierenden Herrschaftsgefüge und Konflikte zu analysieren, ihren Stellenwert im Kontext des gesamtgesellschaftlichen Reproduktionsprozesses anzugeben und vor diesem Hintergrund die Handlungsmöglichkeiten der Berufsrollenträger zu bestimmen" (21).

Die allgemeine Funktion solcher Schwerpunktbildung kann in einer systematischen Strukturierung der im Hauptstudienabschnitt sonst relativ wahllos gesetzten Lehrangebote liegen. Ihre besondere Begründung erfahren sie jedoch mit dem Anspruch, "Soziologen auf beratendes und entscheidendes Handeln in der gesellschaftlichen Praxis vorzubereiten" (22). Daß eine solche Bemühung versucht wird, läßt sich schon mit den auch neuerdings wieder dokumentierten Schwierigkeiten von Soziologieabsolventen in außerwissenschaftlichen Berufsfeldern rechtfertigen (23). Ob und mit welchen Folgen dieser Versuch einer Hauptfachausbildung gelingt, steht freilich dahin.

Ein grundsätzliches Problem dürfte darin bestehen, auch im Interesse der beruflichen Flexibilität von Absolventen eine Balancierung fachwissenschaftlich generalisierender und berufsbezogen spezialisierender Ausbildung zu erreichen. Ich habe den Eindruck, daß dieses Problem überwiegend erkannt (24) und die Abwehr der Gefahr fachwissenschaftlicher Verdünnung durch praktische Überspezialisierung auf folgende Weise zumindest versucht wird: a) Schwerpunktbildung soll erst nach der allgemein gehaltenen Grundstudienphase einsetzen. b) Besonderheiten des speziellen Berufsbereichs sollen im Kontext allgemeiner gesellschaftlicher Bedingungsbeziehungen gesehen werden. c) Strukturen und Probleme solcher Besonderheiten sollen (z.B. mit Entscheidungs-, Rollen-, Klassen- und Systemtheorien) so bezeichnet werden, daß "exemplarisches Lernen", also ein Lernen mit erheblichen Transferchancen, möglich wird.

Ob allerdings gerade der letztgenannte Vorsatz eingelöst werden kann, hängt entscheidend davon ab, wieviel authentisches Wissen über die angezielten Berufsfelder in der Soziologie bislang gespeichert ist. Angesichts der tatsächlich favorisierten Berufsfelder sind hierzu vorläufig erhebliche Zweifel am Platz.

Die Diskussion über die Bestimmung *soziologischer Berufsfelder* ist bislang mangels zureichender Informationen sehr unbestimmt verlaufen. In vielen Fällen gab es keine rationalen Begründungen, weil die mit Recht geforderte "genaue Kenntnis der Ziel- und Handlungsstruktur von Feldern gesellschaftlicher Praxis" (25) nicht vorliegt. Man gewinnt den Eindruck, daß nicht selten neben vagen Annahmen über Berufschancen die fachwissenschaftlichen Spezialitäten der jeweilig vorhandenen Hochschullehrer den Ausschlag gaben. Auch wo gründliche Reflexionen angestellt wurden, blieben die Ergebnisse spekulativ – und zwar deshalb, weil "das vorliegende Material über die für Sozialwissenschaften in Frage kommenden

Berufsfelder nur unzureichend über den Problemkomplex informiert und für einzelne Berufsfelder keine Unterlagen vorhanden oder von solchem Allgemeinheitsgrad bzw. die empirischen Daten von solcher Fragwürdigkeit hinsichtlich ihres Aussagewertes (Generalisierbarkeit) sind, daß konkrete Fragen nach Qualifikationsanforderungen, Handlungschancen und -zwängen in der Berufsrolle, der quantitativen Entwicklung des Bedarfs usw. gegenwärtig nicht oder nur unzureichend beantwortet werden können" (26).

Folgenreich ist dieses Informationsdefizit angesichts der Kriterien, die in der abstrakten Diskussion über die Bestimmung soziologischer Berufsfelder erkennbar wurden. Mit Recht ist dabei neben die Erörterung reiner Stellenmarktprobleme die Betonung qualitativer Gesichtspunkte getreten, die auf die Frage soziologenspezifischer Handlungsmöglichkeiten innerhalb zugänglicher Berufsfelder abstellen. Dabei fällt auf, daß die Präzisierung dessen, was soziologenspezifische Kompetenz sein könnte, bislang ganz ausgeblieben ist. Es ist von "sozialwissenschaftlicher Rationalität" und vom "theoretischen und empirischen Potential" der Soziologie die Rede, ohne daß erkennbar wird, was damit gemeint ist (27). "Die Soziologie ist (immer noch; F.N.) sozusagen 'überzeugt davon, daß sie etwas zu verkaufen hat' – sie weiß nur nicht genau, was" (28). Dabei gründet die Fragwürdigkeit ihrer Möglichkeiten nicht primär in der Ungewißheit über das Ausmaß der theoretischen Erkenntnisse der Soziologie sondern in der bislang nur geforderten, nicht aber schon vollzogenen "Prüfung des soziologischen Wissensbestands auf seine Umsetzbarkeit in Praxis". Mit Recht betont nämlich *J. Matthes*, daß es "bei einer praxisbezogenen Neuorientierung des Soziologiestudiums nicht darauf an(kommt), die nach wissenschaftlichen Interessen gegliederten soziologischen Wissensbestände um solche aus vermeintlich 'gegenstandsnäheren' Sozialwissenschaften zu ergänzen, sondern darauf, die verfügbaren Teilbestände soziologischen Wissens, die für die Bearbeitung von ausgewählten Praxisfeldern geeignet und einsetzbar erscheinen, unter dem Aspekt ihrer Handlungsrelevanz neu zu bestimmen und zu verknüpfen" (29). Eben das ist aber noch nicht geschehen.

Die Unsicherheiten, die daraus folgen, mögen jene Institute, in denen marxistische Soziologie dominiert, vergleichsweise wenig irritieren, da in ihnen die allgemeinen politischen Veränderungschancen mindestens ebenso sehr wie die fachwissenschaftlichen Anwendungsmöglichkeiten der Soziologie interessieren. Soziologen können von daher gleichsam als Spezialisten im Aufspüren, Bewußtmachen und Ausnutzen des kapitalistischen Grundwiderspruchs gelten; und jene Berufsfelder erscheinen dann als "emanzipativ", in denen "alle Lösungen auftretender gesellschaftlicher Widersprüche und Konflikte stets wiederum weiterreichende neue widersprüchliche und konfliktreiche Momente enthalten, die Handlungschancen begründen können" (30) – schärfer formuliert: in denen die Chance besteht, "zur Verschärfung des allgemeinen grundlegenden Widerspruchs qualitativ und quantitativ beitragen (zu) können" (31).

Der Selbstvertrauensvorschuß, den sich die Soziologie hinsichtlich ihrer Verberuflichungsprogramme derzeit noch leisten muß, läßt sich noch von einer anderen Seite her mit seinen Risiken verdeutlichen, nämlich im Hinblick auf die mit den gegenwärtig konzipierten und teilweise schon praktizierten Schwerpunktbildungen angezielten Berufsfelder. Die Recherchen des Ausschusses ergaben, daß sich das Soziologeninteresse im wesentlichen auf folgende Berufsfelder konzen-

triert: a) staatliche und sonstige administrative Planung (Regional-, Bildungs-, Sozial- und Entwicklungsplanung); b) Bildung und Ausbildung (Sozialkunde, Erwachsenenbildung); c) Sozialarbeit und Resozialisation.

Die damit verbundenen Spezialisierungsentscheidungen werfen noch einmal die für die Anwendungs- und Entwicklungschancen der Soziologie folgenreiche Frage auf, worin denn eine nach außen konkurrenzfähige Sonderkompetenz der Soziologen liegen kann. Erkennbar ist doch, daß die Soziologie mit den genannten Schwerpunktsetzungen in die Reviere anderer Wissenschaftsdisziplinen hineindringt: nämlich in die der Politik (Planung), der Pädagogik (Bildung und Ausbildung) und der Sozialpädagogik (Sozialarbeit und Resozialisation). In dem Maße, in dem diese Fächer sich selber soziologisieren – und sie sind allesamt dabei, dies zu tun –, entsteht die Gefahr, daß nicht nur ihr Marktwert sondern auch ihre tatsächliche Problemlösungskapazität denen der Soziologen überlegen ist.

2.4 Das fehlende Graduiertenstudium

Erweist sich diese Mutmaßung als richtig, so wäre es nur konsequent, wenn eine berufspraktisch ausgerichtete Soziologie sich in interdisziplinäre Verbundsysteme mit den genannten Disziplinen integrieren würde. Da dabei nicht auszuschließen ist, daß die Soziologie als schwächerer Part absorbiert, d.h. nur mehr ausgebeutet, nicht aber im Sinne ihrer berufsfeldunspezifisch ansetzenden Fragestellungen entwickelt wird, verschärft sich ihr fachwissenschaftliches Identitätsproblem aufgrund verschütteter Perspektiven und schrumpfender Horizonte (32) – es sei denn, daß fachwissenschaftlich konzentrierte Arbeits- und Ausbildungsfelder der Soziologie ausdifferenziert und strukturell verselbständigt werden. Zwar ist von fachwissenschaftlicher Arbeit und Ausbildung von Soziologen auch in den Konzeptionen einer "praxis-orientierten Neugestaltung des Diplom-Studiengangs" mit dem Verweis auf die Notwendigkeit der "Entwicklung eines auf wissenschaftlich-akademische Tätigkeiten ausgerichteten *Aufbaustudiums*" die Rede (33). Es ist nun aber nirgendwo erkennbar, daß ein solches Graduiertenstudium vorbereitet oder gar praktiziert wird. Es gehört vielmehr zu den betrüblichsten Kapiteln der westdeutschen Hochschulsoziologie, daß die starke Lehrbeanspruchung in Grundstudien- und Nebenfachbereichen die Kräfte so stark absorbiert hat, daß eine Graduiertenausbildung so gut wie gar nicht stattfindet. Im Gegensatz zu den USA, wo Curricula für PHD-Kandidaten ausgesprochen elaboriert erscheinen, ist in der Bundesrepublik nur ein locker strukturiertes Doktorandenseminar für den besonderen Ausbildungs- und Beratungsbedarf der Doktoranden vorgesehen. An manchen Orten findet nicht einmal dieses regelmäßig statt. Bedenkt man zudem, daß viele der Doktoranden Assistenten, Assistenten aber in fast allen Fällen auf Lehre verpflichtet sind, so wird ein zusätzlicher Aspekt des Problems deutlich: Die für die Sozialisation des Hochschullehrernachwuchses entscheidende Bezugsgruppe stellen in einer wesentlichen Hinsicht nicht die Seniors unter den Hochschullehrern sondern die Studenten dar. Dieser Umstand mag für die Ausbildung didaktischer Kompetenzen und darüberhinaus für die Praxisbeziehung der Assistenten in politischer Hinsicht nützlich sein; er ist andererseits hinsichtlich der Entwicklung fachwissenschaftlicher Anspruchsniveaus und Qualifikationen sicherlich dysfunktional.

3 Balancierungsprobleme in fachwissenschaftlichen Kontrollsystemen

Die allgemeine Aufwertung praxisbezogener Bedeutungskriterien mußte einen Druck auf die herkömmlichen Entscheidungsstrukturen der lokalen Soziologieträger, also der Institute, mit sich bringen. Denn je stärker außerwissenschaftliche Relevanzkriterien in die wissenschaftlichen Diskussionen der Soziologie einbezogen wurden, umso mehr mußte eine Relativierung der sich auf fachwissenschaftliche Kompetenzvorsprünge berufenden Autorität der Hochschullehrer die Folge sein. Andere Entwicklungen ergaben Konsequenzen in die gleiche Richtung. Je deutlicher wurde, wie gering und zudem widerspruchsvoll die zur Lösung praktischer Aufgaben umsetzbaren fachwissenschaftlichen Wissensbestände von Soziologen sind und wie sehr sich überdies im Zusammenhang mit allgemeinen Wandlungsprozessen diese Aufgaben dauernd verändern, umso stärker mußte in der Ausbildung der Studenten die Erziehung individueller Problematisierungs-, Forschungs- und Entscheidungskompetenzen betont werden, Kompetenzen, die sich nicht im Rahmen der autoritären Strukturen einer "Ordinarien-Universität" angemessen sozialisieren ließen. Hinzu kam schließlich jene allgemeine politische Bewegung, die auf die Veränderung der traditionellen Hochschulstrukturen mit der ungenauen, deshalb auch sehr disparate Absichten überdeckenden Formel ihrer Demokratisierung abzielte.

Die Frage ist, was diese Tendenzen tatsächlich bewirkten, und welche Funktionen und welche Kosten die damit verbundenen Prozesse im Hinblick auf die Qualität der Soziologie und die Angemessenheit ihrer Vermittlung mit sich brachten.

3.1 Machtverlagerungen

Gerade der Versuch, diese auf Machtverhältnisse und Machtkonsequenzen abzielenden Fragen zu beantworten, verpflichtet aus mehreren Gründen auf besondere Vorsicht. Wenn Soziologen Machtverhältnisse im eigenen Revier behandeln, ist jeder einzelne Partei. So nimmt es nicht wunder, daß nicht wenige von uns sich auf der einen oder auf der anderen Seite mit aufgeregten Kommentierungen zu Wort gemeldet haben, denen das Augenmaß offensichtlich abgeht. Das Augenmaß in der Einschätzung der Lage zu halten, fällt allerdings auch aus objektiven Gründen schwer: Die Lage ist verwirrend, da sich die örtlichen Umstände z.T. extrem voneinander unterscheiden und zudem deshalb überall im Fluß sind, weil sich sowohl aus internen Ungleichgewichten als auch aus einer Art hochschulpolitischen "back-lash" im Bereich externer Instanzen gegenwärtig Irritationen und neue Impulse ergeben. Es ist deshalb z.Zt. überhaupt nur möglich, allgemeine Tendenzen eher typologisch und mit einem starken Einschluß riskanter subjektiver Deutungen festzustellen.

Sicher läßt sich relativ zuverlässig behaupten, daß sich allgemein der Status der *Studenten* insofern verbessert hat, als ihnen heute mehr als etwa vor zehn Jahren in allen Situationen, in denen sie Hochschullehrern konfrontiert sind, Thematisierungsrechte und d.h. Ansprüche auf Bestimmung von Diskussionslinien sowie auf Aufmerksamkeit und Zeit zugestanden werden (34). Das drückt sich

u.a. darin aus, daß die Monologform der klassischen Vorlesung als Veranstaltungstypus zurückgegangen ist und daß in Veranstaltungsankündigungen nicht selten annonciert wird, daß die Spezifizierung eines global vorgegebenen Seminarthemas erst nach Übereinkunft mit den studentischen Teilnehmern erfolgen soll. Daß für solche Diskussionen z.T. zumindest die Fiktion einer allseitigen "Kommunikationsgemeinschaft" verbindlich gehalten wird, wird an einigen Orten daran erkennbar, daß es zum guten Ton gehört, sich rundum zu duzen.

Ob und in welchem Maße studentische Rechte über den Anspruch hinaus gehen, mitzureden und gehört zu werden, läßt sich schon nicht mehr allgemein bezeichnen. An einigen Instituten ist der studentische Einfluß auf den Gesamtbereich von Lehre, Prüfung, Berufung und Institutspolitik deshalb relativ stark, weil in allgemeinen Vollversammlungen mit studentischen Mehrheiten Vorentscheidungen fallen, auf die sich auch die "Mittelbau"- und Hochschullehrervertreter in den offiziellen Gremien verpflichten lassen. An anderen Stellen ist er demgegenüber sehr gering.

Die Gruppe der *Assistenten* hat auch dort, wo sie nicht als hochschulpolitisch geschlossenste Fraktion und in drittelpartitischen Gremienformationen als "Zünglein an der Waage" die offizielle Instituts- oder Fakultätspolitik beherrschte, an Einfluß dadurch gewonnen, daß ein Gutteil der Lehre von ihr selbständig getragen (35) und auch die Prüfungskompetenz gegenüber Studenten von ihr weitgehend wahrgenommen wurde. Allerdings darf der langfristige Effekt dieses Sachverhalts nicht überschätzt werden: Sieht man von den Fällen ab, in denen eine kollektive Aufwertung der Assistenten dadurch arrangiert wurde, daß sie durch gesetzgeberischen Federstrich zu vollen Hochschullehrern umdefiniert wurden, so bleibt für die überwiegende Mehrheit der Assistenten zu ihrer Karriere das positive Votum der Seniors unter den Hochschullehrern (H3/H4) ausschlaggebend. Das Gewicht dieses Arguments mag daran erhellen, daß mehr als die Hälfte der Assistenten sogar die Promotion noch zu erwerben hat (36).

Die Machtverlagerungen, die stattfanden, gingen auf Kosten der Gruppe der *Ordinarien*. Nur an sehr wenigen Stellen war aber ihr Machtverfall so radikal, daß fachwissenschaftliche Kompetenzvorsprünge die Chance verloren, sich in den wissenschaftlichen Diskussionen am Ort zuverlässig durchzusetzen. Verdienen diese Einzelfälle gewiß besondere Aufmerksamkeit, so dürfen sie doch keineswegs als typisch gelten. Typisch ist allein, daß unkontrollierbare Übermacht zurückging und damit die autokratischen Rechte zu allerlei Beliebigkeiten eingeschränkt wurden, die der Qualität des Wissenschaftsprozesses gewiß nicht unbedingt dienlich waren. Auch diese Einbuße hat gereicht, vor allem bei älteren Kollegen gewisse Anpassungsschwierigkeiten, gelegentlich auch Resignation und Verbitterung auszulösen. Daß die deutsche Hochschulsoziologie dabei das aktive Engagement einiger hervorragender Köpfe verlor, gehört zu den Kosten des Wandels.

Dabei hat dieser Wandel im Normalfall soziologischer Institute die strukturelle Überlegenheit der Senior-Positionen, wenschon zeitweise angetastet, so doch keineswegs zerstört. Die im akademischen Milieu letztlich entscheidenden Sanktionsmittel blieben auch dort, wo Gremienmehrheiten nicht in jedem Fall zu ihren Gunsten besetzt waren, in der Hand der oberen Hochschullehrerränge: z.B. das Promotions- und Habilitationsrecht (und d.h. im Hinblick auf die Assistenten: die Kompetenz zur Prüfung der Prüfer), sowie eine Fülle anderer Möglichkeiten zur Vermittlung

oder aber Verweigerung von Chancen, – Chancen auf Stipendien, Forschungsmittel, externe Beziehungen, Berufspositionen etc. Besonders an den Instituten, an denen z.B. Sonderforschungs- oder Schwerpunktbereiche der DFG existieren, werden von den Hochschullehrern Ressourcen eines solchen Ausmaßes kontrolliert, daß über Assistenten bis hin zu den Diplomaspiranten unter den Studenten ein enormer Loyalitätsdruck erzeugt werden kann.

3.2 Legitimationsprobleme und Anomien

Sind die traditionellen Machtverhältnisse in den Instituten insofern normalerweise nicht zerstört, so haben die Veränderungen innerhalb der hierarchischen Strukturen doch gereicht, um Machtausübung stärker als früher unter einen Legitimationszwang zu stellen. In fast allen Instituten sind *Gremien* entstanden, in denen anstehende Entscheidungen zu diskutieren und getroffene Entscheidungen zu rechtfertigen sind. Damit ergab sich insbesondere dann, wenn Mehrheitsverhältnisse nicht eindeutig festlagen, ein erhöhter Konsensusbedarf. Gleichzeitig wurde die Konsensusbildung aber erschwert, weil mit der Anerkennung außerwissenschaftlicher Relevanzkriterien eine Fülle subjektiver Interessen thematisierbar wurde.

Das Ausmaß offener Konflikte ist unter diesen Bedingungen anscheinend erheblich gestiegen. Dabei liefen die Fronten nicht eindeutig entlang der Statusgrenzen. Angesichts der z.T. explosiven Ausweitung des Faches ergab sich eine Mobilität, die nicht wenige der besonders engagierten Studenten zu Assistenten und nicht wenige der Assistenten zu Hochschullehrern machte, so daß jede der beiden professionellen Gruppen aus einem großen Teil von Mitgliedern bestand, deren Statussozialisation noch nicht abgeschlossen war. Interne Gruppenkonflikte und Fraktionskämpfe waren deshalb keine Seltenheit.

In dieser Lage lassen sich an einzelnen Instituten übliche Strategien der Konfliktvermeidung erkennen. a) Es gab häufig die Neigung, Fremdgruppen (Universitätsverwaltung, Kultusbehörden, die "Gesellschaft") in Freund-/Feindbeziehungen zu fingieren, um interne Kontroversen zu verdrängen. b) In größeren Instituten entstanden mit dem Ziel, den internen Kommunikations- und Konsensusbedarf abzubauen, Segregationstendenzen und mit ihnen eine Art Abteilungspartikularismus. c) Fast überall ergab sich, daß die Vertagung fälliger Entscheidungen im Hinblick auf Prüfungsordnungen, Studienpläne etc. die letzte Konsequenz kontroverser Positionen war. Das Resultat war nicht selten ein hohes Maß an Anomie im Studienbetrieb: Verzicht auf Normsetzungen, unscharfe Ausführungsbestimmungen, schnell wechselnde, also nicht kalkulierbare Übergangsregelungen etc.

Anomische Verhältnisse dieser Art sind vielleicht weniger als Folge von Machtdefiziten der Hochschullehrer, sondern eher als Ausdruck der Tatsache zu deuten, daß Hochschullehrer unter den gewandelten Randbedingungen der Instituts-hierarchie größere Schwierigkeiten besitzen, ihre Macht mit dem Prestige der Autorität zu versetzen. Waren ihre Machtpositionen strukturell zwar im wesentlichen gesichert, so kostete deren Anerkennung doch mehr als früher individuelle Leistungen, die zu erbringen Hochschullehrer normalerweise nicht sozialisiert waren: die Bereitschaft, Legitimierungszwänge zu akzeptieren, Konfliktfähigkeit,

Frustrationstoleranz und nicht zuletzt Sitzfleisch (37). Gerade letzteres haben sie bei der für Hochschullehrer in der Regel mehr als für andere Gruppen zutreffenden Zeitknappheit häufig nicht aufgebracht. Nicht selten haben sie mit Resignation oder aber mit schierem Opportunismus geantwortet, was im einen wie im anderen Fall eine Institutionalisierung von Laissez-faire ermöglichte.

Eine für die Substanz der Soziologie langfristig wahrscheinlich folgenreiche Entscheidungsflucht von Hochschullehrern ließe sich z.B. darin sehen, daß sie die Notengebung ganz offensichtlich nicht selten manipulieren und daß sie, weil Zweifel an der Gültigkeit der Zensurensprache tatsächlich begründbar sind, alternative Formen einer Bewertungssprache nicht gesucht bzw. abgelehnt haben.

Mehrere Gründe scheinen dafür verantwortlich zu sein: eigene Unsicherheit im Umgang mit den Standards des Faches – Scheu vor Konflikten – eine Neigung zum "Antiautoritären" – nicht zuletzt auch das Verkennen des Sachverhalts, daß Bildungsinstitutionen neben Sozialisationsfunktionen gesellschaftlich relevante Plazierungs- und Selektionsaufgaben zu erfüllen haben. Wie immer im einzelnen begründet: Feststellen lassen sich jedenfalls mehrere Varianten eines Verfalls von Sanktionsmechanismen. Bewertungen studentischer Leistungen werden auch in nicht-quantifizierter Notierung teilweise ausdrücklich abgelehnt; die Zensurenskala unterhalb der Note zwei wird an einigen Orten kaum noch ausgenutzt; die Bewertung wird auf "bestanden – nicht bestanden" reduziert; und praktisch überall gilt, daß die Durchfallquoten zumindest in Abschlußexamina nahe Null liegen.

Die Konsequenzen dieses Trends dürften die öffentliche Geltung der Soziologie nicht unberührt lassen: Einerseits muß angesichts entweder fehlender oder aber zweifelhafter Informationen über den Leistungsstandard von Absolventen außerhalb der Hochschulen, nämlich in Behörden, Verbänden und Unternehmungen, nicht nur vereinzelt, sondern generell eine Tendenz zur Einrichtung eigener Prüfungs- und Ausscheidungssysteme entstehen, deren Gültigkeits- und Zumutbarkeitskontrolle von den Betroffenen weit weniger als in Bildungseinrichtungen ausgeübt werden kann. Diese Konsequenz erscheint mir notwendig, es sei denn, daß die von den Instituten offiziell verweigerten Qualifikationsurteile inoffiziell und gleichsam unter der Hand über private Kontaktnahmen mit Hochschullehrern ersetzt werden; Zeugnisse werden dann per Telefon ausgestellt.

Die internen Folgen defizienter Standardkontrollen lassen sich nur mit einiger Vorsicht vermuten. Es wäre sicher eine Überinterpretation, in jedem Falle anzunehmen, daß fehlende bzw. unzuverlässige Notierungen von Zensuren oder sonstigen Urteilen einen Zustand indizieren, in dem jeder zum Thema der Soziologie mit garantierter Folgenlosigkeit alles sagen kann. Wahrscheinlich muß eine Differenzierung zwischen nach innen und nach außen gerichteten Bewertungsmodi getroffen werden. Ob und in welchem Maße sich diese tatsächlich unterscheiden, bliebe allerdings noch empirisch zu prüfen.

4 Substanz- und Vermittlungsprobleme

Veränderungen der Ausbildungsziele und der innerwissenschaftlichen Autoritätsstrukturen haben – und das wurde bislang nur sporadisch angedeutet – Verlagerungen von Gegenstandsbereichen und Umbildungen von Reflexionsstilen der

Soziologie eingeleitet. Diese Folgen waren sicherlich nur teilweise beabsichtigt. Will man aber nun den Sinn der Veränderungen bilanzieren und die Planbarkeit von Strategien erhöhen, so ist es unabdingbar, auch latente Funktionen und Disfunktionen, Entwicklungskosten und Folgeprobleme zu bezeichnen, selbst wenn sie sich im gegenwärtigen Zeitpunkt erst andeuten und die Irrtumswahrscheinlichkeit bei dem Versuch, Zufälligkeiten vom Strukturbedingten zu unterscheiden, relativ groß ist.

4.1 Der Wandel von Soziologieinhalten

Betrachtet man etwa über die letzten zwei Jahrzehnte hinweg Soziologiethemen, die in der akademischen Lehre (Vorlesungsverzeichnisse), bei Diplom- bzw. Magisterarbeiten, bei Dissertationen sowie auf dem Büchermarkt im Vordergrund standen, so wird ein gewisser Wechsel der Gegenstandsbereiche der Soziologie erkennbar (38).

Zuerst einmal ergab sich mit der Politisierung der Soziologie eine neue Konzentration auf *makrosoziologische* Dimensionen. Probleme der Wirtschaftsordnung und des Staates, Gesellschaftsvergleiche vor allem zwischen kapitalistischen und sozialistischen Ländern, das Dilemma unterentwickelter Staaten der Dritten Welt, Prozesse im internationalen System gewannen Aufmerksamkeit. Dabei entsprach es einer durchweg "linken" Qualität der politischen Orientierung von Soziologen, daß gesellschaftskritische Versionen einer Konfliktsoziologie das dominierende Leitmotiv abgaben und daß die Fixierung auf Probleme der Ungleichheit zum kleinsten gemeinsamen Nenner im Verkehr zwischen unterschiedlichen Soziologiefractionen geriet. Klassentheorie war dabei die besondere Variante marxistischer, Schichtungstheorie die Spezialität sogen. bürgerlicher Soziologie. Egalitarismus, freilich sehr unterschiedlich radikal, wurde zum grundlegenden Postulat und zum Ausgangspunkt erkenntnisleitender Interessen engagierter Soziologen.

Eine gewisse Rückwendung zur Mikrosoziologie und der Versuch, Transformationsregeln zwischen Makro- und Mikrosoziologie zu erforschen, ergibt sich erst neuerdings wieder – und zwar aus zweierlei Gründen. Einerseits erzwingt die Hinwendung zu konkreten Berufsfeldern das Studium auch der sozialen Feinstrukturen im Umkreis der für Soziologen angezielten Arbeitspositionen. Zum anderen gab es bei politisch engagierten Soziologen im Zusammenhang mit der wachsenden Enttäuschung über die starke Immobilität der Bevölkerungsgruppen, die der Theorie nach Träger gesellschaftsverändernder Prozesse sein sollten, die Erfahrung, daß sich die in den gesamtgesellschaftlichen Strukturen liegenden Widersprüche nicht unvermittelt in das Bewußtsein der Betroffenen übertragen sondern von Bildungsinstitutionen, Freizeitgruppen, Familie etc. verdeckt, entspannt und konterkariert werden. Aus beidem folgt ein neues Interesse gegenüber individuellen Handlungsabläufen, konkreten Situationen und kleinen Gruppen. Es findet seinen Ausdruck in der auffälligen Verbreitung von soziologischen Versuchen zu Sozialisationsprozessen, Entstehungsbedingungen abweichenden Verhaltens, gruppendynamischen Verläufen, therapeutischen Gruppen etc.

Die Ausbringung solcher Erkenntnislinien wäre falsch verstanden, sähe man in ihnen eine übliche Entwicklung von Spezialsoziologien im Sinne einfacher Aus-

differenzierung ihrer Wissensbestände. Es handelt sich wohl durchweg auch um eine Umbildung dessen, was im traditionellen Sinne als Soziologie verstanden wurde. Dafür liegt ein wesentlicher Grund darin, daß sich die neuen Spezialitäten der Soziologie im Rahmen interdisziplinärer Konstellationen entwickelten und daß diese sich selber veränderten: Alte akademische Bezugsgruppen der Soziologie traten zurück, neue kamen auf. Seinen Ausdruck findet dieses einerseits darin, daß die Nebenfachverpflichtungen von Soziologen mit neuen Prüfungsordnungen verändert wurden, und daß andererseits in den Prüfungsordnungen anderer Fächer die Verpflichtung auf Soziologie teilweise gelöscht, teilweise eingeführt wurde. Umbildungen in den Fächerkombinationen, die in Fachbereichen oder Fakultäten zusammengespannt sind, laufen dieser Entwicklung teilweise parallel. Die Umrekrutierung des studentischen Publikums ist vielleicht ihr wichtigstes Indiz.

Einerseits wurden in gewissem Maße abgekoppelt Wirtschaftswissenschaften und Psychologie. Das ist im Falle der Wirtschaftswissenschaften, mit denen eine interdisziplinäre Zusammenarbeit auch wegen hochschulpolitischer Unverträglichkeiten kaum zustande kommt, eine paradoxe Entwicklung insofern, als die Trennung in der Phase erfolgt, in der die Soziologie die Bedeutung ökonomischer Konstituenzen sozialer Prozesse neu entdeckt und außerordentlich stark betont. Wie immer sich die gegenseitige Distanzierung auch von sachlichen Gesichtspunkten her erklären läßt: Die Gefahr stellt sich nun ein, daß Soziologen darauf verwiesen werden, mit "Hausmacher-Ökonomie" zu dilettieren. Zumindest an einigen Stellen läuft im Hinblick auf die Psychologie eine ähnliche Tendenz mit dem Versuch, die verminderten Kontakte zu psychologischen Instituten mit eigenen Anstrengungen auf dem Felde der Psychoanalyse auszugleichen.

Aufgebaut oder verstärkt wurde das Verhältnis der Soziologie an zahlreichen Universitäten vor allem zur Pädagogik/Sozialpädagogik und zur Politikwissenschaft. Sehr oft entstammt die Mehrheit der studentischen Veranstaltungsteilnehmer diesen Disziplinen, die überdies zu Kompagnons der Soziologie auch deshalb geraten, weil die von den Soziologen neu angezielten Berufsfelder in den Objektbereichen von Pädagogik, Sozialpädagogik und Politikwissenschaft liegen. Betrachtet man die Inhalte der in der Soziologie neuerdings florierenden Spezialitäten, so kann es angesichts dieser interdisziplinären Umstände nicht verwunderlich sein, daß sich mit ihnen eine gewisse Politologisierung der Makrosoziologie und – wohl stärker noch – eine Sozialpädagogisierung der Mikrosoziologie entwickelt hat.

Ob diese Tendenzen auf längere Sicht zu einem Verfall der fachwissenschaftlichen Besonderheiten der Soziologie führen können, ist sicherlich noch offen. Auf der einen Seite ist zu bedenken, daß die Wissenschaftssubstanz von Pädagogik, Sozialpädagogik und Politikologie nicht gerade derart imponierend ist, daß eine Absorption der Soziologie unausweichlich wäre. Auf der anderen Seite ist aber zweifelhaft, ob die Metamorphosen der Soziologie von solchen Gesichtspunkten überhaupt entscheidend bestimmt werden. Wäre dies der Fall, so erschiene mir nicht recht erklärbar, warum bestimmte Teilstücke der Soziologie, die deren Erkenntnis Kapazität gewiß angereichert haben, gegenwärtig entweder aus dem Blickfeld von Forschung und Lehre verschwinden oder aber zu bloßem Stoff für Ideologiekritik geworden sind: Soziologiestücke z.B., die die kulturellen und anthropologischen Determinanten von Gesellschaft ernst nehmen. Man gewinnt den Eindruck, daß die Soziologie einige Bestände ihrer Tradition kurzerhand abwirft. Dem

entspricht, daß in der Lehre die Geschichte der Soziologie selten betrieben und, wo betrieben, auf eine Konfrontation von Marx und Max Weber reduziert wird.

4.2 Neue Reflexions- und Kommunikationsstile

Daß sich die Stoffgehalte der Soziologie verändert haben und die Soziologie selber unter Dreingabe von Traditionen und fachwissenschaftlichen Grenzsicherungen diffundierte, ist abgesehen von eher externen Faktoren auch durch die Umbildungen ihrer internen Kommunikationsstrukturen mitbedingt.

Die Umbildung hierarchischer Verhältnisse hat mit der Entmonopolisierung von Thematisierungsrechten eine Öffnung der Kommunikationsfelder erzeugt, die die Grenzen fachwissenschaftlicher Diskussion abbaute. Da es mit der Aufwertung der Gruppe der Studenten eine relative Emanzipation von Laieninteressen gab, wuchs die Zahl alltagsweltlicher Fragestellungen und Beiträge zum Thema, und es entstand die Tendenz, konkrete Erkenntnisprobleme zu allgemeinen Moralfragen umzuinterpretieren. Die Hochschulsoziologen gerieten dabei ständig unter den Druck, die Selektivität ihrer fachwissenschaftlich orientierten Thematisierungen nicht mehr nur einfach zu exerzieren sondern zu begründen und zu legitimieren. Begegnet wurde diesem Anspruch – oft genug ohne Erfolg – sowohl auf formale als auch auf inhaltliche Weise. Formale Strategien der Kommunikationssteuerung sind als "Hochschuldidaktik" geradezu ins Kraut geschossen. Inhaltliche Versuche, die Selektivität von Aufmerksamkeit zu begründen, liefen auf praktische Relevanzerörterungen hinaus. Entstand dabei nicht selten mit einem Verdrängen von Wissenselementen ein Raisonieren gleichsam ohne Gegenstand, ein endloses Zirkulieren im Abstrakten, so erscheint mir doch auch unbestreitbar, daß die erkenntnispraktische Naivität des professionellen Expertentums abgebaut und das allgemeine Reflexionspotential des Faches erhöht wurde.

Wahrscheinlich ist nun, daß purer Gesinnungsaustausch und auch das Verweilen in abstrakten Sinnerörterungen aus dem Betrieb der Soziologie in dem Maße verschwindet, in dem die Orientierung auf Berufsfelder einen Bedarf an dem Verständnis konkreter Empirie verstärkt. Das Problem wird dann sein, ob einer auf praktische Anwendung unmittelbar abzielenden Soziologie die Regulierung des nun verstärkt vorgestellten Handlungs- und Entscheidungsdrucks gelingen wird. Wenn das gelingt, könnte der Wissenschaftsbeitrag dieser Orientierung darin liegen, die Theorie vor bloßem *l'art pour l'art* zu bewahren. Wenn es nicht gelingt, könnte der Anspruch, den Gedanken ständig zur Kasse bitten zu können, auf intellektuelle Kurzatmigkeit und auf eine Liquidation theoretischer Anstrengung hinauslaufen.

4.3 Die Überkomplexität der Lehrsituation

Resümiert man die bislang bezeichneten Tendenzen hinsichtlich ihrer Konsequenzen für die Lehrsituation, so ist nicht nur die Steigerung der studentischen Chancen zu notieren, sich an der Steuerung der Lernprozesse aktiv zu beteiligen. Die Kehrseite der Veränderungen im Lehrbetrieb bestand darin, daß die Komplexität dessen, was nun als Soziologie vorgestellt wurde, einen Umfang annahm, der oft nicht mehr individuell zu verarbeiten war.

Hauptlinien der Entwicklungen der Hochschulsoziologie lassen sich auf diesen Effekt hin interpretieren: a) Die dauerhaften Erörterungen von Praxisrelevanz haben die Diskussion über "wahr vs. falsch" um die Dimensionen des normativ Legitimen und praktisch Opportunen erweitert, also die Zulassung sowohl von Sinnaspekten als auch von taktischen Kalkülen bedeutet. b) Daß es gerade auf diesen Ebenen einen starken Einschuß von kontroversen Argumenten gab, folgte schon aus der Verbesserung der Redechancen der Studenten, die sich im Zusammenhang mit den Umwandlungen der Hochschulhierarchien einstellte. c) Glückte schließlich eine der verstärkten Praxisorientierung gemäße Interdisziplinarität, so fielen in den Diskussionsgang auch noch die Perspektiven, Vokabulare und Erklärungsangebote anderer Disziplinen ein.

Zusätzliche Komplexitätsprobleme ergeben sich im Zusammenhang mit der Größe und Zusammensetzung des studentischen Publikums: An fast allen Instituten hat sich die Hochkonjunktur von Soziologie in der Überfüllung von Hörsälen und in der Übergröße von Kurs-, Seminar- und Praktikumsgruppen bemerkbar gemacht. Geht man davon aus, daß mit wachsender Zahl der Teilnehmer der Ordnungsgehalt der Kommunikationen ebenso wie die Chance zur individuellen "Passung" der Lernanreize sinkt, so folgt auch aus den quantitativen Randbedingungen der Soziologie, daß die individuelle Strukturierungsfähigkeit der Studenten überfordert war. Wahrscheinlich sind in dieser Hinsicht gewichtiger noch die Umstände, die sich aus der qualitativen Zusammensetzung des studentischen Publikums ergaben. Der vollkommen unkontrollierte Zugang zu den einzelnen Veranstaltungsgruppen führte nämlich dazu, daß sich Studenten mit sehr ungleichen Wissensbeständen und heterogensten Erwartungen jeweils zusammenfanden. Einerseits ist es kaum irgendwo gelungen, Hauptfächler von Nebenfächlern und innerhalb der Nebenfächler die Studenten stark entfernter Disziplinen voneinander zu sondern. Hinzu kommt, daß andererseits auch die Segmentierung nach Seniorität (Studiensemester) nicht effektiv kontrolliert, mit anderen Worten: eine Karrierisierung des Studienablaufs nicht durchgesetzt werden konnte. Lerntheoretisch bedeutet dies, daß die Hochschullehrer die Möglichkeit zu einer für Leistungsmotivierung wichtigen Dosierung von Diskrepanzen zwischen bereits Gelerntem und Neuzulernendem nicht besaßen. In der überwiegenden Mehrzahl soziologischer Lehrveranstaltungen sitzen die verschiedensten Semesterjahrgänge sowie Hörer aller Fakultäten bunt durcheinander. Die Folge ist eine solche Inkonsistenz von Interesse, Neugier und Lernerwartung, daß die Strukturierung der Situation nur mangelhaft gelingen kann und – kommunikationstechnisch gewendet – der Anteil bloßer "Geräusche" sehr groß ist (39).

Mag mancher an der Gesamtheit dieser Umstände die Freiheiten schätzen, die sie zweifellos besonders für Studenten mit sich brachten, so ist doch unverkennbar, daß deren Kosten in einem außerordentlichen Maß an Unsicherheiten, Ängsten und schließlich auch Dilettantismus bestehen. Einen Ausdruck findet dies in Prüfungsneurosen, in der für Soziologen relativ langen Studiendauer (40), nicht zuletzt auch in den von allen Seiten als überdurchschnittlich hoch eingeschätzten, allerdings noch nicht genau ermittelten drop-out-Quoten. Mögen diese teilweise damit erklärt werden können, daß das Soziologiestudium für NC-Geschädigte anderer Disziplinen manchmal zu einer Art "Wartesaal" bis zum Zeitpunkt der erwünschten Studienfachzulassung dient, so ist andererseits doch sehr wahrschein-

lich, daß Studienabbrüche in der Soziologie in erheblichem Maße als Flucht aus fachspezifischen Frustrationen, Desorganisationen und subjektiven Überforderungen interpretiert werden müssen (41). Leider gibt es an keinem der von uns untersuchten Institute Recherchen, die über die Motive von drop-outs und über das soziale Schicksal der Studienabbrecher verläßlich unterrichten.

Nun lassen sich an einzelnen Instituten vor allem in neuester Zeit einige Strategien erkennen, die die Überkomplexität der Lehrsituation zu reduzieren trachten. Der direkteste Versuch zur Komplexitätsreduktion wird durch Einschränkung der in der Lehre aufgebrachten Gegenstandsbereiche mittels Schwerpunktbildung im Hauptstudium unternommen, sei diese eher nach fachwissenschaftlichen oder aber berufspraktischen Kriterien bestimmt. Damit ist häufig die didaktische Strategie des "exemplarischen Lernens" verbunden. Sie zielt darauf ab, innerhalb thematisierter Gegenstandsbereiche jene Variablenkonstellationen zu erfassen, die als bereichsunspezifisch und allgemein typisch gelten können, so daß die Erkenntnis ihrer Zusammenhänge über Einzelfälle hinaus transferiert werden kann.

Auch die in den letzten Semestern deutlich verstärkten, wenngleich oft verschwiegene Bemühungen von Soziologieinstituten, die Zahl von Studenten – sei es durch "Studienabrattung", sei es durch NC-Anträge – zu vermindern, dürften ebenso wie die Anläufe zu stärkeren Studienregulierungen Mittel zur Erhöhung von Ordnungsgehalt und Transparenz der Studiensituation sein. Ob diese Mittel probat sind, ist allerdings zumindest für die Soziologieinstitute zu bezweifeln, bei denen sich die Studentenmassen aus Neben- und sogen. Beifächern ergeben und bei denen die Durchsetzung von Studienordnungen nicht zuletzt eben wegen der aus eigener Kraft nicht abzustellenden Vermassung des Studienbetriebs teilweise scheitert.

Als komplexitätsreduzierend kann schließlich auch die Tendenz interpretiert werden, auf der Gesinnungsebene eine Homogenisierung des Lehrpersonals durch entsprechend selektive Rekrutierung zu sichern. Es bilden sich z.B. marxistische und nichtmarxistische Institutsmilieus auch als Folge einseitiger Berufungspolitik aus. Der Effekt besteht für die Lehrsituation darin, daß ein die kognitiven Inhalte der Wissenschaftsprozesse verdrängender Gesinnungsstreit weniger durch aufwendige Konsensusbildung überwunden als durch Kooptation von Genossen vermieden wird. Selbstselektive Mitgliedschaftsinteressen der Studenten verstärken wahrscheinlich diesen Trend, der eine Art interuniversitäre Differenzierung von Wissenschaftsideologien darstellt. Ob die Wissenschaftsqualität an den einzelnen Instituten auf diese Weise verbessert oder verändert wird, halte ich für ziemlich offen. Auf der einen Seite steigt mit der Stilllegung von Meinungskämpfen die Chance zu konkreter Erkenntnisarbeit. Auf der anderen Seite sinkt mit der Auslagerung konkurrierender Paradigmata die Wahrscheinlichkeit radikaler Rationalitätskontrollen. Auch die Lehrsituation wird einerseits entlastet, andererseits mit der Gefahr von Indoktrinationen besetzt, die der Student mangels authentisch vergegenwärtigter Alternativen nicht leicht zu durchschauen vermag. Entscheidend könnte hinsichtlich der langfristigen Wirkungen ideologischer "Flurbereinigung" sein, ob sich mit Zeitschriften und deren Rezensionsteilen, mit Fachausschüssen, Soziologentagen etc. zentrale Institutionen und Instanzen bilden bzw. aufrecht erhalten lassen, mit denen der interuniversitäre Wettbewerb und mit ihm die gegenseitige Kontrolle von Wissenschaftsfraktionen funktionieren kann.

5 Zusammenfassung und Schlußfolgerungen

Es soll in diesem abschließenden Kapitel nach einem kurzen Resümee der voranstehenden Berichtsteile die Frage aufgenommen werden, was denn nun zu tun sei. Dabei kann es hier nicht um die Behandlung taktischer Fragen gehen. Mir kommt es darauf an, die Dimensionen anstehender Grundentscheidungen zu bezeichnen und mit einer knappen Reflexion professions- und gesellschaftspolitischer Interessenlagen die Grundsätze fälliger Problemlösungen zu entwickeln (41).

5.1 Grundprobleme der Lehrsituation

Das Dilemma gegenwärtiger Hochschulsoziologie ergibt sich vor allem aus dem Mißverhältnis zwischen gesellschaftlicher Nachfrage und fachwissenschaftlichem Leistungspotential. Das Hauptproblem der Soziologie ist insofern ein Inflationsproblem. Auf der einen Seite gibt es einen Boom an Erwartungen im Hinblick auf ideologische, erzieherische und praktische Funktionen der Soziologie. Auf der anderen Seite präsentiert sich das Fach noch inmitten seiner Adoleszenzkrisen: Die fachwissenschaftliche Identität der Soziologie ist labil, ihre Wissensbestände sind knapp, die professionelle Organisation und mit ihr Standards, Kontrollstrukturen und Sozialisationsprogramme erscheinen unentwickelt. Das heißt auch, daß die Soziologie keine hinreichend festen Maßstäbe dafür besaß, mit dem Recht auf ihre Spezialisierung Zumutungen abzuwehren und Grenzziehungen durchzusetzen – ein Umstand, der sich auch in der Brüchigkeit der professionellen Machtstrukturen in den Instituten ausdrückte. Die Folge für die Hochschulsoziologie bestand darin, daß es eine Überflutung mit Fragen und Themen, Perspektiven und Programmen gab, eine Überflutung auch mit Studenten. Die gegenwärtige Situation ist vor allem ein Zustand von Überkomplexität.

Die Folgen von Überkomplexität lassen sich nicht einseitig bilanzieren. Bedeutete doch die praktische Inanspruchnahme der Soziologie die Verminderung jener Gefahren, die sich in Gestalt von Relevanz- und Legitimitätsdefiziten sowohl aus fachwissenschaftlicher Esoterik als auch aus autoritären Strukturen ihrer Verwaltung ergeben. Andererseits werden nun aber die Leistungsmängel der Soziologie eklatant, auch in der Lehre. Sie erweisen sich in der Ausbildung von Hauptfachsoziologen darin, daß unter dem Druck praktischer Anwendungsinteressen die fachwissenschaftliche Sozialisation vor allem im Hinblick auf die Vermittlung von theoriegeleiteten Forschungskompetenzen zu kurz kommt, ohne daß die Anwendungsprobleme etwa bei dem fälligen Versuch, die Berufsorientierung des Studiums zu verstärken, hätten gelöst werden können. Hinsichtlich der in den letzten Jahren besonders nachgefragten Neben- und Beifachfunktionen der Soziologielehre stellt sich die gegenwärtige Situation als ein doppeltes Problem dar: Entweder hat die Soziologie Ausbildungsgänge fremder Fächer selber übernommen (z.B. allgemeine Lehrerbildung, spezielle Sozialkundelehrerbildung, Ausbildung von Sozialpädagogen), den damit entstehenden Lehrbedarf dann aber in aller Regel zielgruppenunspezifisch, nämlich in Vielzweckveranstaltungen, erledigt. Oder aber sie hat es erlebt (wie z.B. im Falle der Medizinsoziologie), daß die nachfragenden Fächer Soziologie bei sich selber eingerichtet haben, ohne die soziologischen Institute

bei der Rekrutierung von Positionen und bei der Definition von Lehrstoffen und Prüfungsinhalten angemessen zu beteiligen.

Akzeptiert man eine Analyse der Soziologielehre, die auf ihre Überkomplexität als zentrales Moment ihrer gegenwärtigen Schwierigkeit abstellt, so läßt sich ableiten, daß Versuche der Problemlösung jenseits quantitativer Kapazitätsüberlegungen Entscheidungen auf mindestens drei Ebenen voraussetzen: a) Die Soziologie hat ein *Abgrenzungsproblem* zu lösen, das heißt: Ihre Vertreter müssen befinden, was sie nicht sein und was sie nicht tun wollen. – b) Es stellt sich der Soziologie ein *Differenzierungsproblem*, das heißt: Im Hinblick auf das, was die Soziologie sich zuschreibt, bzw. sich zuschreiben läßt, muß sie zielspezifisch orientierte Funktionsbereiche ihrer Tätigkeit aussondern und mit hinreichend gegeneinander abgrenzbaren Strukturen eigener Spezialisierung bearbeiten. – c) Danach entsteht ein *Integrationsproblem*. Damit ausdifferenzierte Funktionsbereiche soziologischer Arbeit sich nicht gegeneinander isolieren, bedarf es um des Gesamtzusammenhangs der Soziologie willen eines Systems vermittelnder Mechanismen und "interlinking spheres" (43).

In den folgenden Abschnitten sollen Überlegungen zur Lösung dieser Probleme skizziert werden. Ich will ausdrücklich anmerken, daß damit ein Wechsel der Argumentationsebenen insofern einsetzt, als sich die Schwerpunkte nun von der Analyse gegenwärtiger Zustände auf die soziologiepolitische Erörterung von Strategien verlagern.

5.2 Abgrenzungskriterien

Die Soziologie muß, um nicht zu einem Unding zu geraten, davor bewahrt werden, zu viel zu sein und zu viel tun zu wollen. Es müssen ihr Grenzen gesetzt, und diese müssen verteidigt werden. Dieser Vorgang, der die Konstituierung der Soziologie beschließt, ist nun freilich prinzipiell heikel. Die Soziologie hat nämlich allen Anlaß, ihre Abgrenzung vorsichtig zu vollziehen und ständig korrigierbar zu halten. Sie ist als Gesellschaftswissenschaft an ein Erkenntnisobjekt gebunden, dessen Teil sie selber ist, so daß die Veränderungen ihres Gegenstandes ihre eigene Identität dauerhaft zu Umbildungen drängt. Hinzu kommt, daß ihre Wissenschaftsentwicklung noch so jung und die Leistungsfähigkeit ihrer konkurrierenden Ansätze noch so wenig getestet ist, daß das Fach den Dissensus über seine eigenen Möglichkeiten und Programme so weit wie möglich aushalten muß und nichts tun darf, was den Wettbewerb von Paradigmen und Methoden unterbindet.

Daraus läßt sich folgern, daß die Abgrenzungen, die heute schon unabdingbar erscheinen, formal bestimmt und möglichst pragmatisch begründet werden sollten. Was zuvörderst die Begründung und institutionelle Sicherung des allgemeinen Wissenschaftscharakters der Soziologie betrifft, so interessieren nicht primär die erkenntnistheoretischen Differenzen zwischen dem, was in der akademischen Diskussion als Theorie und Praxis oder etwa als Wissenschaft und Politik polarisiert erscheint. In der Praxis der Wissenschaft durchdringt das eine das andere so oder so. Es kann nur darum gehen, ihr Verhältnis derart einzurichten, daß im Bereich der Wissenschaft der Primat von Erkenntnisinteressen handlungsbestimmend ist. In diesem Sinne gilt es beispielsweise zu sichern, daß nicht Erkenntnisaspekte von

taktischen Kalkülen und von Opportunitätsgesichtspunkten der Alltagspraxis verdrängt werden; daß nicht unter dem Druck politischer oder sonstwie praktischer Handlungsvorsätze das in der Wissenschaft dauerhaft hypothetisch zu Haltende als störend empfunden und wegdogmatisiert wird; daß sich auch die Parteikämpfe des gesellschaftlichen Lebens nicht in einer Fraktionierung der "scientific community" mit der Folge übertragen, daß Ingroup-Outgroup-Konstellationen die Kritik bestimmen. Wenn und in dem Maße, in dem eine "Politisierung der Soziologie" ihren Erkenntnisprogrammen restriktive Bedingungen dieser Art beschert, muß die Profession auf Abgrenzung bestehen.

Begründet eine solche Abgrenzung den allgemeinen Wissenschaftscharakter der Soziologie, so bleibt die Frage nach ihren fachwissenschaftlichen Besonderheiten noch offen. Diese Frage stellt sich aber unserem Fache mit den Tendenzen, die von den neuerdings verstärkten Berufsfeldbezügen der soziologischen Ausbildung ausgelöst werden und auf interdisziplinäre Verbundsysteme hindrängen. Wieder ist nicht eigentlich ausschlaggebend, ob Soziologen mehr oder weniger Sozialpädagogik, Politikwissenschaft oder etwas anderes betreiben. Bedeutsam aber ist, ob sie etwa mit einer Sozialpädagogisierung der Mikrosoziologie oder einer Politologisierung von Makrosoziologie im Horizont dieser Fächer aufgehen. Dabei interessiert weniger, was dann unter altem oder neuem Namen gearbeitet wird; wohl aber, was dann nicht mehr geschieht, obwohl es zur Erkenntnis des Gesellschaftlichen unabdingbar bedacht sein muß. Nur in diesem Sinne, nämlich als Gewährleistung der organisierten Arbeit an der Gesamtheit der Aspekte von Gesellschaft, erscheint mir die Begründung und Verteidigung der fachwissenschaftlichen Autonomie der Soziologie rechtens und opportun.

5.3 Differenzierungsmuster

Die gebotene Abgrenzung der Soziologie rechtfertigt nicht ihre Isolierung. Es geht allein um die Sicherung der Möglichkeit, die Aufmerksamkeit des Faches zu konzentrieren und im Hinblick darauf Ansprüche zu filtern und Zumutungen zu kontrollieren.

Dabei gehe ich für die gegenwärtige Lage des Faches einerseits davon aus, daß die gesellschaftliche Nachfrage nach Soziologie zwar mit einer Überschätzung ihrer Leistungsfähigkeit und mit allerlei sonstigen Mißverständnissen zusammenhängt, aber auch sachliche Gründe besitzt. Ich sehe sie in der Gesellschaftlichkeit der Probleme, die die Praxis irritieren. Folgt man dieser Begründung, so läßt sich keine zureichende Legitimation für Problemlösungen konstruieren, die mit der Strategie schlichter Verweigerung auf die Wiederherstellung eines mehr oder weniger esoterischen status quo ante des Faches abzielen. Andererseits muß die Soziologie aber mit oberster Dringlichkeit darauf bedacht sein, ihre fachwissenschaftliche Aufgabe zu erfüllen, nämlich durch systematische Forschung theoretische Erkenntnisse zu produzieren und durch Ausbildung von Hauptfachsoziologen das Forscherpotential der nachfolgenden Generation zu erziehen. Leistet sie dies nicht, so wird ihr Beitrag zur gesellschaftlichen Lösung ideologischer, erzieherischer und berufspraktischer Probleme dilettantisch werden und zur Scharlatanerie geraten.

Es lohnt sich nun die simple Annahme, daß die Soziologie ihre diversen Zwecke weder erfüllen kann, wenn sie sie gegeneinander isoliert und unabhängig voneinander bearbeitet, noch aber auch erreichen kann, wenn sie sie undifferenziert mit der Folge angeht, daß alle alles tun. Das heißt für die fachwissenschaftliche Dimension der Soziologie, daß sie einerseits von den Funktionsbereichen der Soziologie nicht vollständig abgetrennt werden kann, die auf die Erfüllung ideologischer, allgemein-erzieherischer und berufspraktischer Zwecke spezialisiert sind; daß ihr andererseits aber Arbeits- und Ausbildungsräume gesichert werden müssen, in denen Forschung primär nach theoretischen Relevanz-, Gültigkeits- und Zuverlässigkeitskriterien betrieben bzw. durch fachliche Sozialisation vorbereitet werden kann. Hierzu gehört z.B. die Etablierung des bislang arg vernachlässigten Graduiertenstudiums, freilich auch die dafür unabdingbare Schaffung von Kapazitäten, nämlich ein "systematischer Ausbau der Infrastruktur sozialwissenschaftlicher Forschung" im Sinne der diesbezüglichen Empfehlungen des Vorstandes der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (44).

Differenzierung heißt nun aber auch, daß die außerhalb der fachwissenschaftlichen Arbeitsfelder liegenden Funktionsbereiche der Soziologielehre zu ihrem eigenen Recht kommen müssen, und zwar durch eine spezialisierte Bearbeitung ihrer je besonderen Probleme. Eine Sonderstellung nimmt dabei ein auf außerwissenschaftliche Berufspraxis gerichteter Ausbildungsabschnitt innerhalb des Hauptfachstudiums insofern ein, als angesichts der gegenwärtig noch unbestimmten Berufsfelder nicht entscheidbar ist, ob, in welchem Maße und in welchen interdisziplinären Kombinationen er sich der fachwissenschaftlichen Ausbildung eingliedern läßt. Ob sich die Bielefelder Lösung mit praxisorientierter Schwerpunktbildung innerhalb des Hauptstudienabschnitts bewährt, steht dahin; sie sollte von der Profession sorgfältig beobachtet werden.

Darüberhinaus ist die Rolle der Soziologie a) innerhalb der allgemeinen Lehrerbildung, b) bei der speziellen Ausbildung von Sozialkundelehrern und schließlich c) in den Studiengängen von Sozialpädagogen, Mediziner, Juristen und anderen angewandten Wissenschaftsdisziplinen zu klären. Dabei ist davon auszugehen, daß der Nebenfachservice der Soziologie nicht nach einem einzigen Muster und mit curricularen Pauschalprogrammen abgeleistet werden kann. Er wird sich je nach Zielgruppe auch darin unterscheiden müssen, daß die Hochschullehrerstellen im einen Falle tunlichst innerhalb der Soziologieinstitute (so sicherlich bei der Lehrerbildung), im anderen Falle am besten außerhalb der Soziologieinstitute (so jetzt schon bei der medizinischen Soziologie (45)) eingerichtet und kontrolliert werden sollten.

5.4 Integrative Mechanismen

Die Ausdifferenzierung von Nebenfachbereichen der Soziologie bringt natürlich die Gefahr von Zersplitterungen und Anomien im Gesamtbereich der Soziologie mit sich. Probleme entstehen dabei nach zwei Seiten. Für die fachwissenschaftlich konzentrierte Soziologie könnte eine Isolierung von den diversen Anwendungs- und Bildungsbereichen der Soziologie mit der Stilisierung einer Esoterik einherlaufen, die am Ende ohne relevanten Gegenstand ist. Umgekehrt könnte eine

Isolierung der Anwendungsbereiche der Soziologie mit sich bringen, daß sich ihre fachwissenschaftliche Substanz verflüchtigt und daß sie dabei die sachliche Radikalität der Perspektiven einbüßen, die sie z.B. in die Bereiche von Medizin und Recht einbringen könnten; daß sie also verharmlosen. Im gleichen Zuge müßten dann heikle Statusprobleme zwischen Voll-, Halb- und Viertelsoziologen entstehen.

Aus all diesen Gründen erscheint es geboten, zusammen mit der Differenzierung von Soziologiebereichen Mechanismen ihrer Integration aufzubauen. Dazu gehören hochschulrechtliche Regelungen (curriculare Definitions-, personelle Rekrutierungs- sowie Prüfungskompetenzen über Institutsgrenzen hinweg), gemeinsame Forschungsvorhaben und auf der Ebene der DGS z.B. die Einrichtung fachwissenschaftlicher Sektionen in den Bereichen, in denen eine Isolierung nebenfachverpflichteter Spezialsoziologen eintreten könnte. Mindestens gleichermaßen dringlich erscheint mir freilich die Bemühung, die soziologiepolitische Reflexion, die hier eher angerissen als ausgeführt werden konnte, ins Gespräch der Soziologen selber zu tragen mit dem Ziel, einen möglichst breiten Konsens und danach die Handlungsfähigkeit der DGS herzustellen. Gelingt dies nicht, dann werden der Profession sowohl von politischen Instanzen als auch von anderen Wissenschaftsdisziplinen sehr bald Bedingungen gesetzt werden, die den Interessen der Soziologen gewiß nicht gerecht werden.

Anmerkungen

- 1 Skizzenhafte Darstellungen über die Lage der Soziologie an Pädagogischen Hochschulen und Gesamthochschulen geben *W. Schulenberg*: Entwicklung und Arbeitsfelder der Soziologie in der Lehrerbildung. In: Soziologie. Mitteilungsblatt der DGS, 2 (1973) 93-98; bzw. *B.W. Nikles, R. Uhlig*: Zur Lage der Lehre im Fach Soziologie an den Gesamthochschulen in Nordrhein-Westfalen. In: Soziologie, 3 (1974) 101-138.
- 2 Angaben über Entwicklung und Differenzierung von Studentenzahlen vermittelt *G. Siefert*: Das Studium der Soziologie in der Bundesrepublik Deutschland. In: Soziologie, 1 (1972/1973) 28-55. Daten der Personalstatistik berichtet *M.R. Lepsius*: Die personelle Lage der Soziologie an den Hochschulen in der Bundesrepublik Deutschland. In: Soziologie, 1 (1972-73) 5-22, sowie ders.: Zum Wachstum der Planstellen für Soziologie an den Hochschulen der Bundesrepublik Deutschland von 1971-72 bis 1973/74. In: Soziologie, 4 (1974) 95-100.
- 3 *W. Zapf*: Die Etablierung einer Wissenschaft. Bericht über die Lage der Soziologie in Westdeutschland. In: Gesellschaft, Staat, Erziehung, Bd. 2 (1966) 23.
- 4 *H. Kluth*: Das Studium der Soziologie an den Hochschulen der Bundesrepublik Deutschland. In: KZfSS, Bd. 18 (1966) 673.
- 5 *J. Fijalkowski*: Über einige Theoriebegriffe in der deutschen Soziologie der Gegenwart. In: KZfSS, Bd. 13 (1967) 88-109.
- 6 In der Bestimmung der Dimensionen "praktischer" Nachfrage nach Soziologie folge ich einem Bezugsrahmen *Talcott Parsons*'. Siehe zuletzt: *T. Parsons, G.M. Platt*: The American University. Cambridge, Mass. 1973, z.B. S. 117 f.
- 7 *H. Schelsky*: Die Ortsbestimmung der deutschen Soziologie. Düsseldorf, Köln 1959.
- 8 Über den letzten Stand berichtet *G.C. Behrmann*: Soziologie im Schulunterricht. In: Soziologie, 3 (1974) 139-151.
- 9 Die Rolle der Frankfurter Schule der "kritischen Soziologie" bei der Begründung und Durchsetzung der "aufklärerischen" Funktion der Soziologie betont *R. Klima*: Role conflict and anomie in German sociology as a profession. Paper für den VIII. World Congress of Sociology in Toronto, 1974, S. 4 ff. Die unabhängig von der Arbeit des Lehrausschusses der DGS entstandene Analyse von Klima deckt sich in einer Reihe von Ergebnissen mit dem hier vorgelegten Bericht.

- 10 *M.R. Lepsius*: Die personelle Lage der Soziologie . . . , a.a.O., S. 17.
- 11 Vgl. hierzu *R. König*: Die Berufsmöglichkeiten des Soziologen. In: KZfSS, Bd. 14 (1962) S. 298.
- 12 Vgl. *G. Siefer*: a.a.O., S. 29 ff.
- 13 Vgl. *B.W. Nikles, R. Uhlig*: a.a.O.
- 14 *Th.v.d.Vring*: Theoretische Überlegungen zum Problem der Universitätsgründung. Zit. in: *E.-B. Berndt* u. Mitarb.: Erziehung der Erzieher: Das Bremer Modell. Reinbek 1972, S. 20.
- 15 *K. Hurrelmann*: Zur Studienkonzeption und zu den Konstruktionsprinzipien der Lehrpläne. In: Universität Bielefeld (Hrsg.): Studienreform an der Fakultät für Soziologie. Dokumentationen und Erläuterungen der Lehrpläne und Prüfungsordnungen. 1973, S. 8.
- 16 Vgl. Institut für Soziologie und Sozialanthropologie der Universität Nürnberg-Erlangen (Hrsg.): Zwischenbericht: Das betreute studienbegleitende Praktikum. Mskr. Nürnberg vom 1.6.1971.
- 17 Vorlesungsverzeichnis der Universität Bremen, SS 1973, S. 7.
- 18 Interdisziplinaritätsprobleme werden auch von der Universität Konstanz berichtet: "Wegen der Fachegoismen, -karrieren, -sprachen ist der Konstanzer Versuch eines integrierten sozialwissenschaftlichen Studiengangs gescheitert". (*B.W. Nikles, R. Uhlig*, a.a.O., S. 137, Fußn. 26).
- 19 "Bedrohlich könnte für die Existenz der Sozialforschung werden, daß sie mit einem veränderten Praxisinteresse – als Forschung und Aufklärung zugleich – auf sehr viel mehr gesellschaftliche Widerstände stoßen wird als bisher". (*W. Fuchs*: Empirische Sozialforschung als politische Aktion. In: Soziale Welt, Heft 1, (1970/71), S. 14).
- 20 Fachschaft Soziologie, Berufsorientiertes Studium und sozialistische Praxis. In: Universität Bielefeld (Hrsg.): a.a.O., S. 191 und 187.
- 21 *K.-J. Gantzel* u. Mitarb.: Berufsorientierte Ausbildungsschwerpunkte im Fachbereich Gesellschaftswissenschaften. Mskr. Frankfurt, o.J. – Nur in Ausnahmefällen, z.B. in München, ist die Schwerpunktbildung als eine rein fachwissenschaftliche Spezialisierung, also als die Ausdifferenzierung einer herkömmlichen speziellen Soziologie gedacht.
- 22 *J. Matthes*: Soziologie ohne Soziologen? In: Zeitschr. f. Soz., Jg. 2 (1973), S. 51.
- 23 Materialien einer Absolventenbefragung berichten *M. v. Bebenburg* und *S. Lamnek*: Zur Situation der Münchener Soziologen in Ausbildung und Beruf. München 1974. Einen Abriß der Ergebnisse liefert auch *S. Lamnek*: Soziologen ohne Soziologie? In: Soziologie, Heft 3 (1974), S. 176-206.
- 24 Vgl. *K.-J. Gantzel* u. Mitarb., a.a.O., S. 37 sowie die Bielefelder Studienpläne.
- 25 *J. Matthes*, a.a.O., S. 52.
- 26 *K.-J. Gantzel* u. Mitarb., a.a.O., S. 1 f.
- 27 Einen interessanten, allerdings noch abstrakten und sehr knappen Versuch unternimmt *F.X. Kaufmann*: Die Bedeutung der Soziologie für die Gesellschaft. Mskr. Bielefeld, o.J., S. 7 f.
- 28 *D. Claessens*: Bericht und Betrachtungen zum Podiumsgespräch über die Berufsmöglichkeiten der Soziologie. In: KZfSS, Bd. 14 (1962) 318.
- 29 *J. Matthes*: a.a.O., S. 52 und 53.
- 30 *K.-J. Gantzel* u. Mitarb.: a.a.O., S. 7.
- 31 Institut für Soziologie der FU Berlin: EPK-Vorlage vom 3.6.1972, S. 40.
- 32 Anschauliche Beispiele für die Schrumpfung der fachwissenschaftlichen Horizonte einer "in Dienst genommenen Soziologie" berichtet *J. van Doorn*: Die niederländische Soziologie: Geschichte, Gestalt und Wirkung. In: *J. Matthes* (Hrsg.): Soziologie und Gesellschaft in den Niederlanden. Neuwied 1965, S. 73, vgl. auch S. 81 f.
- 33 *J. Matthes*: Soziologie ohne Soziologen? a.a.O., S. 51.
- 34 Daß dies besonders für Soziologen zutrifft, ergab sich bei Untersuchungen an der Universität Münster. Siehe *W. Keil* und *U. Piontkowski*: Strukturen und Prozesse im Hochschulunterricht. Weinheim und Basel 1973, bes. S. 240.
- 35 Aus den vom Vorstand der DGS veranlaßten Stellenerhebungen an Hochschuleinrichtungen der Soziologie (siehe *M.R. Lepsius*: Zum Wachstum der Planstellen, a.a.O., S. 6 ff.) läßt sich unter der Annahme der üblichen Deputatsverpflichtungen ermitteln, daß Assistenten (H1/A13/BAT IIa) gegenwärtig etwa 45% aller soziologischen Lehrveranstaltungen durchführen.

- 36 *M.R. Lepsius*: Die personelle Lage der Soziologie, a.a.O., S. 8.
- 37 Vgl. dazu den Essay von *W.H. Weinrich*: System, Diskurs, Dialektik und die Diktatur des Sitzfleischs. In: *F. Maciejewski* (Hrsg.), Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Frankfurt a.M. 1973, S. 145-161.
- 38 Vgl. hierzu den auf dem Kasseler Soziologentag vorgelegten Beitrag von *R. Klima*: Die Entwicklung der soziologischen Lehre an den westdeutschen Universitäten 1950-1975. Eine Analyse der Vorlesungsverzeichnisse.
- 39 Dieser Umstand wird sich in Zukunft aus folgendem Grund noch verstärken können: Die gegenwärtig vorliegenden Rahmenrichtlinien für die Vermittlung von Soziologie in Schulen lassen angesichts ihrer enormen Abweichungen (vgl. *G.C. Behrmann*, a.a.O.) erwarten, daß die von den Studenten in die Universität mitgebrachten Konzeptionen von Soziologie noch weiter auseinanderrücken.
- 40 Vgl. *G.Siefer*, a.a.O., S. 49 f.
- 41 *U. Schallberger* fand bei seinen Züricher Untersuchungen, daß "die Abbruchquoten mit steigender Strukturiertheit und Berufsbezogenheit der Studienrichtung sinken". (*U. Schallberger*: Studienverlauf und Studienerfolg. Basel 1974, S. 250.)
- 42 Der folgende Text ist die überarbeitete Fassung eines auf dem Kasseler Soziologentag gehaltenen Vortrags.
- 43 *S.N. Eisenstadt*: Von Generation zu Generation. Altersgruppen und Sozialstruktur. München 1966, S. 281 ff.
- 44 "Empfehlungen zur Förderung der sozialwissenschaftlichen Forschung". In: Soziologie. Mitteilungsblatt der DGS, 2 (1973) 123-131.
- 45 Vgl. die "Stellungnahme zur Institutionalisierung der Medizinischen Soziologie" des DGS-Vorstands. In: Soziologie. 2 (1973) 133-138.